

BERÜHRUNGSPUNKTE: SYSTEMISCH

Berührungspunkte ist eine Gesprächsreihe mit Therapeuten, TheoretikerInnen oder Beratern, die das systemische Handeln und Denken seit Ende der 70er-Jahre in Deutschland weiterentwickelt haben. Entweder sie arbeiten mit Systemaufstellungen oder verwandten Formen oder liefern Grundlagen, die auch für die Aufstellungsarbeit von großer Bedeutung sind.

Birgit Theresa Koch im Gespräch mit Marianne Krüll

Das dritte Gespräch führte ich mit der feministischen Wissenschaftlerin und Soziologin Dr. Marianne Krüll, die viele Jahre als Dozentin an der Universität Bonn lehrte. Die Forscherin im Grenzgebiet zwischen Soziologie und Psychologie veröffentlichte 1977 ihre erste große Arbeit „Schizophrenie und Gesellschaft“. Schwerpunkte ihrer familiensoziologischen Forschungen waren die familiendynamischen Hintergründe von Sigmund Freud, das Familiennetz von Thomas Mann und das Leben ihrer Mutter Käthe, aber auch dem menschlichen Leben vor der Geburt bis zum Spracherwerb galt ihr forschendes Interesse. Seit den 80er-Jahren widmete sich die „Schriftstellerin, Entdeckerin, Vortragende und ZuhörerIn“ zunehmend der Frauenforschung.

Ein Gespräch über die Auseinandersetzung einer feministischen Kostruktivistin mit dem Patriarchen Bert Hellinger, über wunderbare und tiefe Aufstellungen und die große Bedeutung der Aussöhnung mit der Mutter für die Frauen.

Würden Sie sich als systemische Denkerin und Wissenschaftlerin bezeichnen, vielleicht sogar als Konstruktivistin?

Ja, auf jeden Fall. Das ist mein Einstieg gewesen, längst vor Bert Hellinger. Schon mein Buch „Schizophrenie und Gesellschaft“ hatte diese Basis und beschäftigte sich mit der Frage: Wie werden wir, wie wir sind? Das war letzten Endes konstruktivistisch. Über dieses Thema entdeckte ich Helm Stierlin mit seiner Familientherapie von Schizophrenen wie auch die Palo-Alto-Schule in den USA. Es war für mich faszinierend, dass das, was ich zuvor als schwere psychische Krankheit gedacht hatte, offensichtlich mit der Familie zusammenhing. Was mir nicht gefiel, war die damit verbundene Mutterschelte („schizophrenogene Mutter“), was mich begeisterte, war zu schauen, wie ist Kommunikation in der Familie, wie kann diese so störend oder verstörend sein, dass es zu schizophrenem Verhalten kommt.

Das war der Ansatz von Gregory Bateson ...

Ja, genau, bei ihm war es das Doublebind. Dann gab es Watzlawick mit seinen Thesen zur Wirklichkeitskonstruktion, oder ich entdeckte Ronald Laing, den Begründer der antipsychiatrischen Bewegung in England, und Mary Barnes, die als schizophrene Künstlerin ihre Erfahrungen in der Kommune um Laing beschrieb. Das waren faszinierende Experimente, diese Therapeuten waren Augenöffner für mich, sie zeigten mir, wie man Menschen und ihre Geschichte jenseits von herkömmlichen Krankheitsbildern auch noch sehen kann. Man war gewohnt, alles auf Vererbung oder Veranlagung zu schieben und nicht auf Familienkonstellationen oder die Lebensgeschichte, die ja, wie wir heute wissen, im Gehirn gespeichert wird und als Struktur bleibt. Gerald

Hüter und andere Neurobiologen haben das jetzt erforscht und beschrieben. Das ist für mich konstruktivistisch, dass wir uns durch Erfahrungen eine neue Struktur verschaffen können, wie auch der Perspektivenwechsel, dass wir nicht in einem Muster stecken bleiben müssen. „Haltet nichts fest“, sagte schon Gregory Bateson. Wir können wechseln und uns immer wieder etwas Neues erschaffen, ein etwas anderes Leben, wenn ich das will. Na ja, heute mit siebenundsiebzig Jahren vielleicht nicht mehr so viel anders. (lachend)

Wann und wie sind Sie mit Bert Hellinger und dem Familienstellen das erste Mal in Kontakt gekommen?

Ich habe ihn schon zu Beginn der 80er-Jahre kennengelernt, als er noch keine Familienaufstellungen machte. Mein erkenntnistheoretisches Interesse führte mich zur Hypnotherapie und Milton Erickson. Ich lernte Bert in einem Workshop als Teilnehmer kennen. Kurz darauf veranstaltete er einen großen Kongress in Österreich, wo ich auch hinfuhr. Das Thema war Hypnotherapie und NLP, Jeff Zeig, der Nachfolger von Milton Erickson, war da.

Bert Hellingers therapeutische Arbeit lernte ich in seinem Haus in Ainring kennen, er machte Urschreithérapie nach Janov in seinem schallisolierten Keller. Ich war mit der Kölner Gruppe um Heinrich und Inge Breuer dorthin gekommen. Ich musste mich übrigens schon damals mehrere Male bewerben, um einen Platz in einem seiner einwöchigen Workshops zu bekommen. Mich beeindruckte, dass in den Seminaren Therapeuten und Klienten zusammenkamen, es waren sogar diagnostizierte Psychotiker dabei. Seine Frau Hertha saß mit im Seminar, an sie erinnere ich mich auch noch sehr gut. Wie er mit den Leuten umging und was er aus uns herausholte, das war fantastisch. Ich machte eine für mich sehr wichtige Primärerfahrung, die ich später mit dem Theoretischen verbunden und in meine Seminare an der Universität mit eingebracht habe. Für mich erschloss sich durch diese Arbeit ein neues Menschenbild.

Irgendwann ging es dann mit dem Familienstellen los. In einem Hotel in Fuschl am See machte ich meine erste Aufstellung in einer der ersten kleinen Gruppen. Ich hatte eine große Lebenskrise, und da hat Bert mir sehr gut geholfen. Nach der Aufstellung war alles klar, was bei mir anstand. Das war so gut, so tief für mich.

Als ich später noch einmal bei ihm war, ich war gerade in die feministische Phase gekommen, die bei mir sehr spät war, da machte ich ihn an: „Du hast ja Vorstellungen, die kann ich nicht teilen, das finde ich schrecklich, du dominierst deine Hertha ...“ Ich habe ihn richtig persönlich angegriffen. Aber das konnte er ja gut abperlen lassen, das war für ihn nicht schwer. Am Schluss dieses Kurses sagte er aber zu mir: „Wir haben beide etwas gelernt.“ Heute würde ich sagen, ich habe ihn auf seinem Territorium angegriffen, und das war nicht in Ordnung. Aber er hatte die Größe, seine Schwäche einzugestehen.

Das war meine Revoluzzerphase, in der Zeit ging auch die Aufarbeitung meiner Mutter-Geschichte los. Ich war schon knapp fünfzig Jahre alt, und meine Mutter war bereits tot.

Sie haben Bert Hellinger 1995 in einem Interview in der „Psychologie Heute“ als einen ganz ungewöhnlichen Therapeuten bezeichnet, „weil er einen Zugang zur Seele der Men-

schen findet“. Was war das Besondere oder das Heilsame für Sie in der Arbeit mit ihm?

In meiner ersten Aufstellung stellte sich heraus, dass es keinen Zweck machte, in der Familie und bei meinem Mann zu bleiben. Es war eine große Klarheit, die ich schon lange gespürt hatte, aber noch nicht wahrhaben konnte. Man sagt Bert nach, dass er die heile Familie retten wollte, aber in meinem Fall war das nicht so. Er spürte, dass es vorbei war, und es war so. Er hat mir dieses Bild nicht aufgedrängt, ganz im Gegenteil. Danach hatte ich noch viele Jahre Kontakt mit Bert, ich habe ihn noch mehrmals angerufen in meiner Trennungsphase, und er hat mir immer sehr geholfen.

Im gleichen Interview wenige Worte später haben Sie ihm „unreflektiertes patriarchales Denken“ vorgeworfen. Wie geht das zusammen mit Ihrer Bewunderung für seine therapeutische Arbeit?

Da fällt mir Freud ein. Mit Freuds Sicht auf die Frauen sind wir auch nicht mehr einverstanden, aber er ist doch ein ganz fantastischer Therapeut gewesen, er konnte das Unbewusste in den Menschen erreichen. Und so sehe ich das bei Bert auch. Er ist ein Patriarch, natürlich! Aber er hat uns in den Familienaufstellungen gezeigt, was an unbewussten Vorgängen in den Familien läuft und wie wir miteinander verbunden sind. Beide haben unreflektiert das Patriarchat als einzig richtige Gesellschaftsform gesehen, was ich nicht tue. Da unterscheiden wir uns. Wichtig ist für mich auch, dass Bert neben diesem patriarchalen Denken eine ganz tiefe spirituelle Ebene hat. Das, was er tut und herausfindet, bringt er in einen größeren, universellen Zusammenhang. Mein Yogalehrer kann das übrigens auch. Er ist ein Inder mit einem schrecklichen Frauenbild, aber er hat etwas, was einfach guttut.

Wie ich hörte, waren sie eine der ersten Leserinnen des Manuskripts von „Ordnungen der Liebe“. Haben Sie mit Bert Hellinger über Ihre Ansichten gesprochen? Wie ist er mit Ihrer Kritik umgegangen?

Ja, kurz zuvor hatte ich noch eine Rezension geschrieben über das Buch „Zweierlei Glück“ für die „Familiendynamik“. Ich war sehr verblüfft über den Erfolg dieses Buches, weil ich mir nicht vorstellen konnte, dass es Menschen erreicht, die nicht dabei waren und Familienaufstellungen selbst erlebt hatten. Bert erzählte mir von seinem neuen Buch und dass er Fallgeschichten darin beschreibt. Er fragte mich, ob ich das Manuskript lesen würde. Liebend gerne wollte ich das für ihn tun, und so schickte er mir seinen Text. Ich habe ihm mehrere Stellen angestrichen und angemerkt: „An diesen Stellen musst du was ändern. Du musst schreiben, dass es deine Sicht der Dinge ist, du darfst nicht sagen, ‚es ist so‘. Ich fand, er hatte seine eigenen Erfahrungen in diesem Text verabsolutiert: „So ist die Ordnung, und so müsst ihr das machen.“ Es ging vor allem um das Bild der Frau, das er vertrat, und die Beziehung zwischen Frau und Mann. Ich habe, als das Buch herauskam, die markierten Stellen herausgesucht, aber er hatte nichts verändert.

Ich habe gerade in das Buch „Ordnungen der Liebe“ hineingeschaut. Hellinger hat Ihnen eine Widmung geschrieben: „Für Marianne, die Gegensätze anzieht, Bert“.

Das hat mich sehr gefreut, weil ich daran merke, dass er mich trotz der Kritik sehr schätzt. Heute denke ich, das ist für einen Bert nicht möglich, feministisches oder patriarchatskritisches Denken mit einzubeziehen. Er begründet das mit seinem phänomenologischen Ansatz, er guckt hin, und dann sei es da. Und wenn ich sagte: „Bert, du hast doch Augen, und die sind getönt und von deiner Herkunft geprägt“, dann sagte er: „Nein, das ist phänomenologisch.“ Das war für mich schlimm.

Könnte es einen Unterschied machen, Klientin von Bert Hellinger zu sein und von ihm als Therapeut oder Berater zu profitieren oder auf seine Arbeit von außen zu schauen und festzustellen, dass sie nicht der politischen und ganz sicher nicht der feministischen Correctness entspricht?

Ja, unbedingt. Wenn ich in Not bin, dann ist mir das egal. Dann ist er da und ganz präsent und tief dabei, das ist grandios. Und so stelle ich mir auch vor, er kann nur dann gut arbeiten, wenn jemand in Not ist. Deswegen hat er vielleicht einige Leute in den Großveranstaltungen nicht so gut behandelt, da fühlte er sich provoziert. Mit der Kritik „So kann er das doch nicht machen“ aus dem Publikum konnte er nicht gut umgehen. Er braucht vielleicht dieses Gefälle, dass er gebraucht wird, und dann ist er da. Aber ist das nicht bei allen Therapeutinnen und Therapeuten so?

Ich werde darüber nachdenken. Wie fanden Sie seine Arbeit in den Großveranstaltungen?

Die ersten Großveranstaltungen waren für mich ein Schock, eine der ersten habe ich sogar miterlebt. In Heidelberg war das. Er selbst war verblüfft, er hatte mit vierzig bis fünfzig Leuten gerechnet, und dann waren es plötzlich dreihundertfünfzig. Ich hatte bis dahin nur seine kleinen Gruppen mit bis zu fünfundzwanzig Teilnehmern miterlebt. In einem solch intimen Kreis war das etwas völlig anderes, viel intensiver. Du hörtest zwar die Geschichte von einer anderen Person, aber es waren immer Elemente dabei, die genau deine Geschichte waren, und das berührte. Diese Intensität, die wir dort erlebten, das geht nicht in so einem Szenario auf der Bühne. Wenn man Berts Arbeit sieht, muss man mit hineingehen in das Ganze. Und dann fand ich es immer schlimmer und grässlicher, wie er Frauen behandelte. Frauen, die abgetrieben haben zum Beispiel, verunglimpfte er: „Du hast kein Recht mehr ...“ So hätte er mit mir nicht umgehen dürfen. Auf der anderen Seite schauen wir nicht hinein in die Menschen, mit denen er arbeitet. In den kleinen Gruppen hatte ich den Eindruck, dass er da für diejenige Person, mit der er gearbeitet hat, immer genau den richtigen Ton gefunden hat. Das war so viel einfühlsamer als andere Therapieformen, die ich kennengelernt hatte, das war ungeheuer beeindruckend. Und er macht die Arbeit ja bis heute mit siebenundachtzig Jahren. Ich habe mir im Vorfeld für dieses Gespräch auf youtube seine jetzige Arbeit einmal angeschaut. Ein Video von 2012 stammt von einem Seminar in Tschechien, da stellte er Völker auf, Tschechen, Slowaken, Deutsche, Polen und Russen, in der Mitte lagen die Toten. Es war für alle sehr bewegend. Also wenn er alleine arbeitet, finde ich das wunderbar. Mit Sophie, seiner Frau, da komme ich nicht so gut klar. Dass Bert Hellinger seine Frau Hertha verlassen hat, überraschte mich und sicher auch seine Schüler sehr. Das ist so wie: Papa verlässt die Familie. Das ist doch

nicht mehr der weise alte Bert, den wir kannten! Ich gebe es zu, für mich ist das wie eine Verletzung, obwohl ich mich natürlich für ihn freue, dass ihm diese späte leidenschaftliche Liebe begegnet ist. Mich wundert es allerdings, dass es darüber – soweit ich sehe – keine offene Auseinandersetzung in der Szene gibt.

So wie ich es mitbekomme, gehen Bert Hellinger und seine Frau Sophie abwertend mit den Systemaufstellern um, sie unterscheiden zwischen der richtigen Aufstellungsarbeit, wie sie sie machen, und der früheren falschen Aufstellungsarbeit.

Ja, das habe ich auch von einer guten Freundin gehört, die weiter mit ihm arbeitet, sie kommt aus Paraguay, sie hat ihn auch schon öfter eingeladen nach Buenos Aires und in andere Städte. Sie sagte auch, er zieht sehr über seine ehemaligen Schüler her ...

Das ist ja ein interessantes Phänomen rund um Bert Hellinger, es kommt immer wieder zu Polarisierungen. Er hat die systemische Szene sehr stark polarisiert. Vielleicht ist das etwas, was sich fortsetzt, sowohl in seinem Werk als auch bei den Menschen, die ihn umgeben.

Ich vermute, dass hier auch seine eigenen Familiengeschichten mit hineinspielen, über die er ja wenig verraten hat. Das müsste man sich mal genauer anschauen.

Ein interessanter Gedanke. Damit kennen Sie sich gut aus, mit den Familiengeschichten berühmter Männer. Sie haben die Familiengeschichten von Freud in „Freud und sein Vater“ und den Manns in „Im Netz der Zauberer“ aufgeschrieben.

Ja, da erinnere ich mich, dass ich Bert mein Mann-Buch gegeben hatte und er eine Familienaufstellung dazu zeichnete. Die Frage war, warum Klaus Mann sich umgebracht hat. Bert hat die richtige, die gute Ordnung aufgestellt und entwickelte Ideen über die Familiendynamik bei den Manns.

Was halten Sie von seinem Konzept der guten oder richtigen Ordnung? Oder von seiner Idee des Gewissens ...?

Wenn die „richtige, gute“ Ordnung nicht als absolute (patriarchale) Norm dargestellt wird, sondern sich aus der Dynamik der jeweiligen Familie ergibt, ist das selbstverständlich eine heilende Vorstellung. Und was da im jeweiligen Fall als Schuld empfunden wird, darf nicht pauschalisiert werden. Da spielen so viele Faktoren eine Rolle, nicht zuletzt die Zeitgeschichte. Ich glaube, Bert hat da jetzt auch andere Vorstellungen als vor zwanzig Jahren.

Kommen wir zu Ihrer Familie. Sie haben sich in Ihrer Arbeit und in vielen Veröffentlichungen immer wieder der Mutter-Tochter-Beziehung und in Ihrem Buch „Die Mutter in mir“ besonders der Versöhnung mit der Mutter gewidmet. Sind Ihre guten Erfahrungen aus den Aufstellungen in diese Arbeit eingeflossen?

Ganz entscheidend. Wenn man sich auf die Mutterlinie, auf die Ahninnenreihe konzentriert, wird sehr deutlich, wie oft sich dort Muster wiederholen. Diese Geschichten sind meist unbewusst, die Frauen wissen gar nicht, dass ihre Oma oder Uroma auch schon ungewollt schwanger geworden ist oder sich ein anderes Schicksal wiederholt. Diese Erkenntnis ist sehr wichtig, dass es nicht an den Genen liegt, sondern viele dieser Dinge eine Struktur haben, die schon über mehrere Generationen da ist. Ich arbeite nicht mit Aufstellungen, sondern lasse die Frauen aus der Perspektive ihrer Mutter deren Geschichte in der Ich-Form erzählen: „Als junges Mädchen wollte ich ...“ „Als ich meine Tochter bekam ...“ Wir anderen hören zu, stellen auch Fragen wie zum Beispiel: „Hast du den Sex mit deinem Mann gemocht?“ Als Tochter wäre eine solche Frage an die Mutter kaum möglich. Für die jeweilige Frau bedeutet dieser Perspektivenwechsel einen neuen Impuls. Sie kann ihre Mutter als Frau erleben. Die Veränderungen sind meistens für alle sehr überraschend und bestärkend. Wie bei Bert sind dann die Frauen frei, was sie mit ihren Erkenntnissen machen.

Innen ist die Mutter-Tochter-Beziehung so wichtig, dass sie sich in Ihren Arbeiten immer wiederfindet. Sie reisen heute noch viel und geben Seminare zu diesem Thema. Sie haben mit vielen Frauen und Müttern gesprochen. Gibt es eine Art Essenz dieser Erfahrungen?

Das Thema hat natürlich viel zu tun mit meiner eigenen Mutter, wir waren sehr symbiotisch, sie hat mich sehr an sich gekettet. Ich löste das mit achtundzwanzig Jahren mit einem großen Knall und klagte sie an, sie hätte meinen Vater nicht geliebt, und deswegen ginge es auch mir so schlecht mit meinen Beziehungen. Ich schrieb ihr einen bitterbösen Brief, und sie gab mir beim nächsten Besuch eine Ohrfeige, was für mich der Beweis war, dass alles, was ich dachte, stimmte.

Elf Jahre später starb sie mit dreiundsechzig Jahren, und wir hatten uns noch nicht versöhnt. Das war auch ein Thema bei Bert: Ich hatte die Fantasie, wenn ich so alt bin wie sie, dann passiert was. Bert meinte übrigens damals lakonisch: „Da hast du ja noch ein paar Jahre zu leben!“ Und was passierte? Ich habe das Buch „Käthe, meine Mutter“ geschrieben. Ich vollendete das Buch in dem Alter, in dem meine Mutter starb. Meine Recherchen aber waren wichtiger gewesen, als das Buch zu schreiben. Ich entdeckte dabei, wer meine Mutter „wirklich“ war. Nach den ganzen Männerbüchern hatte ich jetzt meine kleine Mutter wiedergefunden.

Das möchte ich auch allen Frauen empfehlen, geht noch mal auf die Suche, und wenn die Mutter noch lebt, geht mit ihr zusammen. Vor allem wenn ihr Schuldgefühle oder Vorwürfe habt. Was wir Frauen finden können, ist die Versöhnung mit der „Mutter in mir“, der inneren Mutter. Wir erspüren ihre Lebensgeschichte und sehen, welche Schwierigkeiten die Mutter in bestimmten Lebenssituationen hatte, vielleicht wollte sie erst einmal keine Kinder und mich als Mädchen vielleicht noch weniger. Wir verstehen auf einmal, was für die Mutter als Frau alles eine Rolle gespielt hat, ganz unabhängig von uns. Die Frauen kommen mit Vorwürfen, mit ihren Tränen und ihrem Schmerz: „Sie hat mich nie gesehen“, und am Ende der eineinhalb Tage ist bei den meisten nichts davon mehr da. Das ist sehr befreiend und macht Tore auf.

Wir brauchen als Frauen die Solidarität mit unseren Müttern, um mit anderen Frauen wieder solidarisch sein zu können. Wenn ich immer noch einen Zorn in mir habe – das

ist der Zorn gegen die „Mutter in mir“ –, dann kann ich mit anderen Frauen draußen auch nicht gut umgehen, denn meine Mutter kommt ja immer wieder durch. Es tut uns gut, wenn wir mit der Mutter im Reinen sind. Sie kann längst tot sein. Dann können wir das, was Bert in seinen Aufstellungen gemacht hat, sagen: „Ich danke dir für das Leben“ oder uns verneigen. Das ist wichtig. Mein Satz dazu ist: Meine Mutter war oder ist die beste Mutter, die sie sein konnte – ohne nachfolgendes Aber!

Ein kurzer Schwenk zur Soziologie. Retzer und Simon sprechen in ihrem kritischen „Psychologie Heute“-Artikel 1995 von der Sehnsucht nach einer Leitfigur in einer Welt, in der alles möglich und denkbar ist. Was sagen Sie als Soziologin zum Phänomen Hellinger? Lässt sich die Aufstellungsarbeit und ihre Anziehung auf viele Menschen auch soziologisch erklären?

Es kann das Bedürfnis nach festen Strukturen, nach Zugehörigkeit oder eher psychologisch das Verständnis für die eigene Lebensgeschichte sein. Ein geschlossenes Weltbild, wie Bert es vermittelt, gibt Sicherheit. Dann weiß ich, wo ich dran bin. Das patriarchale Weltbild ist uns vertraut, wir haben das einige Jahrzehnte und Generationen erlebt. Auch ich bin eine patriarchale Frau, ich kann das nicht leugnen. Ich finde es furchtbar, aber es kommt doch immer wieder hoch, zum Beispiel wenn ich denke, Männer sollten besser stark als schwach sein.

Das ist das eine. Das andere ist, dass uns das Konstruktivistische überall begegnet, in der Wirtschaft, in der Politik, über alles können wir so oder so denken. Wir kurven im Internet um den Globus herum. Alles ist denkbar, und damit ist aber auch alles pervertierbar. Wir können nicht mehr zwischen Lüge und Wahrheit unterscheiden. Meine Schüler haben mich damals verzweifelt gefragt: Wenn nichts mehr wahr ist, woran sollen wir uns denn halten? Damals sagte ich: „Nehmt euch die Freiheit, alles verändern zu können.“ Heute gebe ich ihnen recht: Es geht nicht ohne Halt. Wenn sich alle Strukturen auflösen, können wir betrogen, belogen und ausgebeutet werden von denen, die das konstruktivistische Denken jetzt für ihren Vorteil und zu unserem Nachteil anwenden.

So haben die Denker des Konstruktivismus das sicher nicht verstanden, der Konstruktivismus ist ja mehr eine Erkenntnislehre, er sagt ja wenig über die Dinge und wie sie sind, sondern wie wir unsere Wirklichkeit durch den Filter unserer Kultur, unserer Sprache oder unserer persönlichen Lebensgeschichte selbst kreieren. Was Sie meinen, ist für mich eher eine pervertierte Form: Wir erfinden die Wirklichkeit, wie wir sie wollen, und machen, was wir wollen, auch wenn es unmenschlich ist.

Klar haben die ersten Konstruktivisten das nicht so gemeint, Heinz von Förster zum Beispiel, den ich sehr schätze und den ich persönlich erlebt habe, oder Humberto Maturana, mit dem ich mich lange sehr intensiv über sein Denken ausgetauscht habe. Sie haben an das Gute im Menschen geglaubt. Ich auch! Und trotzdem, wenn ich wirklich konstruktivistisch denke, dann ist nichts mehr wahr, und damit ist alles ausbeutbar und pervertierbar. Was ich meine, ist die Umsetzung des konstruktivistischen Denkens in Praxis. Damals schrieb ich einen Artikel „Ist die Macht der Männer im Patriarchat nur eine Metapher? Gedanken einer ketzerischen Feministin und provokanten Konst-

ruktivistin“. Der Tenor war: Wir Feministinnen sind Konstruktivistinnen, wir konstruieren jetzt alles, was in der Gesellschaft passiert, aus dem Blick von Frauen, und dann ist es eine andere, bessere Welt. Wir müssen nur noch die Männer überzeugen, dass das feministische Denken auch ihnen nützt. Aber das war natürlich auch für meine konstruktivistischen Freunde ganz unmöglich. Die Frauenperspektive wollten sie als Männer nicht mit hineinnehmen.

So radikal konstruktivistisch waren sie dann doch nicht?

Dann wäre die Welt plötzlich eine andere gewesen – dachte ich (lachend). Ich kann mich an eine Tagung in Köln, Familientherapie aus feministischer Perspektive, erinnern. Und kurz davor, es war 1987, hatte ich als Gastherausgeberin mit Rosmarie Welter-Enderlin und anderen Frauen ein Heft der „*Familiendynamik*“ gemacht. „Geschlechtsspezifische Konstruktionen von wissenschaftlichen und therapeutischen Wirklichkeiten“ war unsere Überschrift. Die Herausgeber Helm Stierlin und Josef Duss von Werth schrieben im Vorwort, dass sie uns erlauben, mal etwas dazu zu schreiben, aber eben nur, weil sie es uns erlauben. Sie nahmen uns nicht wirklich ernst. Das Heft war allerdings der Renner. Es war im Nu ausverkauft. Ich bin sicher, dass wir in den folgenden Jahren noch vieles hätten durchsetzen können. Aber kurz darauf kam die deutsche Wende, da war die Frauenbewegung in der Gesellschaft wie in der Familientherapie kein Thema mehr.

Die Aufstellungsarbeit ist dabei, sich zu etablieren. Es gibt die erste große randomisierte Wirksamkeitsstudie mit guten Ergebnissen, es gibt systemische Konstruktivisten, die mit Aufstellungen arbeiten, oder Systemaufstellerinnen, die das Phänomenologische mit dem Konstruktivistischen verbinden. Wie schauen Sie auf die Aufstellungsarbeit und die Systemaufstellerinnen von heute?

Ich habe kürzlich eine Aufstellerin, Anke Schäfer, kennengelernt, die mit uns Bücherfrauen arbeitete. Sie macht Aufstellungen für Filmemacherinnen und Autorinnen. Sie selbst ist Performancekünstlerin und hat eine Ausbildung im Familienstellen gemacht. Sie ließ eine Autorin das Manuskript ihres Krimis aufstellen, und es fanden sich interessante Lösungen. Ich hatte schon Organisationsaufstellungen auf Videos gesehen oder kürzlich Berts Aufstellung internationaler Beziehungen. Es ist gut, wenn es auf diese Weise weitergeht, aber ich finde immer noch, die Familienaufstellung ist das Tiefergehende für den Einzelnen wie auch für die Gruppe.

Im Jargon des Familienstellens möchte ich Ihnen eine letzte Frage stellen: Was können wir mitnehmen und was sollten wir lieber bei Bert Hellinger lassen? Damit meine ich die SystemaufstellerInnen, aber auch Sie, Frau Krüll: Was nehmen Sie mit?

Ich nehme das Phänomen der Systemkräfte mit, die überall wirken, das ist das Wichtigste. Die Anbindung an etwas Größeres, Universelles, an das Mysterium des Lebens wird mir immer wichtiger. Auch da habe ich Bert viel zu verdanken. Und dann Berts Sprüche, manchmal haben sie mich genervt und gekränkt, aber in der Regel trafen sie den Punkt. Ich blättere heute noch in den Aufstellungsbüchern und lese seine

Geschichten oder Sätze. Dieses Gesammelte und Konzentrierte in seiner Arbeit ist großartig, mir gefällt sein Mut, auszusprechen, was er sieht. Das mache ich in meinen Seminaren heute auch so, ich selbst bin manchmal verblüfft über meine Ideen und wie stimmig sie für die Frauen sind.

Vielen Dank für das interessante Gespräch! Die Frauen im letzten Satz nehme ich gerne mit.



Marianne Krüll
www.mariannekruell.de



Birgit Theresa Koch
www.birgittheresakoch.de

Veröffentlichungen

„Die Mutter in mir – Wie Töchter sich mit ihrer Mutter versöhnen“ (2007), „Käthe, meine Mutter“ (2001), „Im Netz der Zauberer – Eine andere Geschichte der Familie Mann“ (1991, 1993, 2005, Übersetzungen in fünf Sprachen); „Die Geburt ist nicht der Anfang“ (1989, 1991, vollständig überarbeitete und aktualisierte Neuausgabe 2009); „Freud und sein Vater“ (1979, 1992, 2004, Übersetzungen in fünf Sprachen); „Schizophrenie und Gesellschaft“ (1977, 1986); Mitautorin: Brigitte Brück u. a.: „Feministische Soziologie – Eine Einführung“ (1992, 1997); Herausgeberin: „Wege aus der männlichen Wissenschaft“ (1990). Viele Artikel in Sammelbänden und Zeitschriften.